

Karl-Heinz Brodbeck

Faust und die Sprache des Geldes

Denkformen der Ökonomie –
Impulse aus der Goethezeit



VERLAG KARL ALBER



Karl-Heinz Brodbeck

Faust und die Sprache des Geldes

VERLAG KARL ALBER 

Goethes Wirken fällt in die Zeit einer Epochenschwelle, in der sich vieles von dem entwickelt hat, was heute global als Geld- und Finanzökonomie die Lebenswelt der Menschen beherrscht. Zur Zeit der Ausarbeitung des *Faust* fand eine umfassende Diskussion über das Wesen des Geldes statt. Im Papiergeld, zentrales Thema im ersten Akt von *Faust II*, hat das Geld seine eigentümliche Sprache gefunden, mit der eine beschleunigte Umwälzung der ganzen Wirtschaft einherging. Besondere Beachtung kommt in diesem Zusammenhang der Rezeption von Adam Smith zu – dem Vater der liberalen Wirtschaftstheorie. Unter den Ökonomen, mit denen Goethe Umgang pflegte, fanden sich sowohl glühende Befürworter als auch entschiedene Gegner der neuen, aus Schottland stammenden Nationalökonomie. Die Vorstellung, eine unsichtbare Hand würde die Gesellschaft regieren, fand ihren Niederschlag auch in der Philosophie Kants und Hegels.

Die vielstimmigen Diskussionen der Goethezeit sowie die darauf bezogenen Auslegungen des *Faust* werden in diesem Buch unter philosophischen und ökonomischen Perspektiven dargestellt und kritisch beleuchtet. Es erweist sich, dass damals Fragen diskutiert wurden, die nicht nur hochaktuell geblieben sind; sie sind auch geeignet, so manchen blinden Fleck in der zeitgenössischen Ökonomie aufzudecken sowie die globale Finanzkrise und die Rolle des Geldes aus einer ganz anderen Perspektive zu beleuchten.

Der Autor:

Karl-Heinz Brodbeck ist Professor für Volkswirtschaftslehre, Kreativitätstechniken und Wirtschaftsethik an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Würzburg sowie Mitglied im Lehrkörper der Hochschule für Politik in München. Zahlreiche Publikationen zur Geldtheorie, Wirtschaftsethik, Kreativitätsforschung, westlicher und buddhistischer Philosophie, u. a.: *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie, Die Herrschaft des Geldes, Der Zirkel des Wissens, Entscheidung zur Kreativität.*

Karl-Heinz Brodbeck

Faust und die Sprache des Geldes

Denkformen der Ökonomie –
Impulse aus der Goethezeit

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Umschlagmotiv: © Tommy – Fotolia.com
Satz und PDF-E-Book: SatzWeise GmbH, Trier

ISBN (Buch) 978-3-495-48640-5
ISBN (PDF-E-Book) 978-3-495-86074-8

Inhalt

Vorwort	7
1. Die Sprache des Geldes	15
1.1 Vorbemerkung	15
1.2 Die Allgemeinheit der Sprache	19
1.3 Phänomenologie des Geldes	29
1.4 Das Geldsubjekt	41
1.5 Zur Geschichte des Geldes	49
1.6 Zum Papiergeld	62
2. Geld und Gesellschaft bei Goethe	87
2.1 »Nichts Neues unter der Sonne!«	87
2.2 Goethes Gesellschaftsphilosophie	106
2.3 Gemeinwohl, Einzelinteresse und Moral	117
2.4 Weltgeist, Französische Revolution und die Idee der Dichtung	133
2.5 Faust als Geldsubjekt	155
2.6 Geld und Geldbewusstsein in <i>Faust II</i>	169
3. Theorien über das Geld im Umkreis von <i>Faust II</i>	205
3.1 Goethe und die ökonomische Diskussion in Deutschland	205
3.2 Justus Möser: »Es bleibt beym Alten!«	215
3.3 Georg Sartorius: »Smith hat die Wahrheit gefunden«	227
3.4 Adam Müller: »Geld ist eine Idee«	238
3.5 Heinrich Büsch: »Die Zauberkraft des Geldes«	267
3.6 Die Rezeption von Henry Thornton	273
3.7 Georg von Buquoy: »Der blos eingebildete Werth«	281
3.8 Zu einigen Deutungen von <i>Faust II</i>	294

Inhalt

4. Abschließende Bemerkung	363
Literatur	367

Vorwort

Im Jahr 1996 erhielt William Vickrey zusammen mit James Mirrlees den Preis für Wirtschaftswissenschaften der Schwedischen Reichsbank (»Wirtschaftsnobelpreis«) für seine Analyse besonderer Marktkonstellationen.¹ Vickrey schlägt ein Verfahren vor, das *Goethe* beim Verkauf seines Epos »Hermann und Dorothea« gegenüber seinem Verleger Vieweg anwandte: Er legte durch einen Vermittler dem Verleger in einem verschlossenen Umschlag ein Angebot vor. Vieweg sollte nun seinerseits sein Angebot *vor Öffnen* des Briefes nennen. Daraufhin würde der Vermittler den Brief öffnen und mit dem Angebot des Verlegers vergleichen. War das Angebot des Verlegers höher als das im Brief genannte, so erhielt er den Zuschlag, allerdings zu dem von Goethe genannten, dann geringeren Preis. War das Angebot niedriger als das Goethes, so kam kein Vertrag zustande. Dieses Verfahren entspricht genau der von Vickrey untersuchten Handelsform. Goethe hat im Jahr 1828 sein ursprüngliches Modell noch erweitert, um durch Veröffentlichung seiner Publikationsabsicht viele Anbieter zu attrahieren – auch darin ein Vorläufer von Vickleys Theorie. Moldovanu und Tietzel haben Goethes Vorgehen hierbei genauer analysiert. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass die von Goethe angewandte Strategie sich nicht nur als eine entpuppt, die dem neuesten Stand moderner ökonomischer Theorie entspricht, sie erwies sich für ihn auch als profitabel: So erhielt Goethe in einem Vertrag mit Cotta sofort bar 60.000 Taler, während Cotta 70.000 Taler vom Gewinn bekam, aber erstreckt auf den Verkaufszeitraum von 12 Jahren.²

¹ Vickrey 1961.

² Moldovanu, Tietzel 1998, S. 858.

Goethe erweist sich aber nicht nur als innovativer Geschäftsmann, in jüngerer Zeit wurde er auch als fundierter Kenner der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften seiner Zeit neu entdeckt. Die Papiergeldszene im ersten Akt von Goethes *Faust II* wird gerne verwendet, aktuelle geldpolitische Diagnosen mit der Autorität des großen Dichters zu versehen.³ Goethe habe im *Faust II* eine ökonomische Theorie geliefert, deren Kernbotschaft – so eine mehrfach vorgetragene These – laute: Wer viel Papiergeld druckt, erzeugt eine Inflation. Der Versuch, durch die Druckerpresse Staatsschulden zu reduzieren, ende in Krise und sozialem Chaos. Wenn dies allerdings die Kernbotschaft von Goethes *Faust* wäre, weshalb hätte er sie dann überhaupt in eine dichterische Form bringen sollen, eine Form, die ihn für viele Jahre noch bis in seine letzte Lebensphase in Atem hielt? Goethe kannte die Ökonomie seiner Zeit aus erster Hand. Doch was in seinem Werk gerne als Beleg für die Übersetzung von Ökonomie in Poesie betrachtet wird, entpuppt sich bei einem genaueren Blick als sehr viel tiefer greifende Frage. Untersucht man die Diskussion von Ökonomen, Staatswissenschaftlern und Philosophen im Umfeld von Goethes Wirkungskreis, so belegen zahlreiche Bücher, Zeugnisse und Hinweise, dass die damals aufgeworfenen Fragen sehr viel differenzierter beantwortet wurden, als dies in der Gegenwart wahrgenommen wird.

Eine Darstellung und Diskussion von Goethes geldtheoretischen und allgemein ökonomisch-politischen Vorstellungen

³ »Goethes ›Faust‹: Grenzenloses Gelddrucken anno 1832«, Die Presse 25.9.2012. Auf der Website boerse.ard.de ist unter dem Titel »Faust II_Punkt_Null« zu lesen: »Hätten wir in der Schule besser aufgepasst, wäre uns das ein oder andere Finanzdebakel erspart geblieben. Faust-Leser wissen mehr.« Jens Weidmann hielt in Frankfurt am 18. September 2012 eine Rede mit dem Titel »Papiergeld – Staatsfinanzierung – Inflation. Traf Goethe ein Kernproblem der Geldpolitik?« – »Goethe liefert Weidmann die Argumente«, Handelsblatt 18.9.2012. Weit nüchterner und instruktiver sind die Beiträge zum Katalog der Ausstellung »Goethe und das Geld«, die im Frankfurter Goethe-Haus bis Dezember 2012 stattfand; Hierholzer, Richter 2012.

muss nicht nur die einschlägige Literatur seiner Zeit heranziehen, die er aufmerksam verfolgte und rezipierte. Um ein wirkliches Verständnis dieser Vorstellungen zu erreichen, ist jede Interpretation auch gehalten, die Frage zu beantworten, weshalb Goethe ökonomische Motive als Allegorien in seiner Dichtung verwendet und in der Poesie die adäquate Form zur Beantwortung der Fragen nach der Rolle des Geldes in der menschlichen Gesellschaft erblickt. Dies kann, so die Überzeugung des Verfassers, nur unter zwei Voraussetzungen gelingen: einmal durch eine hinführende Phänomenologie des Geldes, die einen bloß »ökonomischen« Standpunkt überwindet und eine umfassendere Perspektive erlaubt; zum anderen durch die Einbettung der Dichtung Goethes in die allgemeineren von ihm aufgeworfenen Fragen nach einer gültigen Staatsverfassung – nicht zuletzt mit Blick auf den an der Schwelle zum 19. Jahrhundert immer noch gewaltigen Eindruck, den die Französische Revolution in der europäischen Geistesgeschichte hinterlassen hatte. Blickt man auf Fragen der Geldtheorie im engeren Sinn, so lässt sich mit Gewinn feststellen, dass im Umkreis von Goethe zum Verständnis des Geldes viele Wege eröffnet wurden und sich Erklärungsversuche finden, die der gegenwärtig dominierenden Literatur zur Theorie und Philosophie des Geldes vielfach unbekannt blieben. Was etwa Heinrich Büsch, Georg Friedrich Sartorius, Graf Georg von Buquoy, Gottlieb Hufeland, August Ferdinand Lueder und nicht zuletzt Adam Müller entwickelt und formuliert haben, liefert ein umfangreiches Material für eine Geldtheorie, die sich nicht schlicht in der Umzäunung nationalökonomischer Fragestellungen einsperren lässt. Zwar kann man, wie mehrfach bemerkt wurde, die Rezeption der zur Zeit der Niederschrift des *Faust II* neu an Einfluss gewinnenden Schule von Adam Smith als wichtigen Strichwortgeber entdecken. Doch erreichte diese Schule keineswegs nur ökonomische Schriftsteller in Deutschland, die sie teils weiterentwickelten, teils kritisierten. Die Spuren von Smith lassen sich auch bei Kant und Hegel erkennen, und es sind erst dieser erweiterte Kontext und die dort gefundene Form der Fragestellung, die für Goethes Rezeption bestimmend wurden.

Ein rein oder auch nur vorwiegend »ökonomischer« Blick auf Goethes *Faust* ist deshalb nicht nur verfehlt, sondern verschenkt die große Chance, das damals erreichte Niveau sozialphilosophischer Erkenntnis auch in der Dichtung wiederzufinden. Auf dieser Grundlage lassen sich dann die darüber hinausgreifenden Perspektiven aus dem *Faust II* beurteilen, die vielleicht erst in der Gegenwart wirklich erkennbar sind. Goethes *philosophische* Einsicht sowohl in die Grundfragen der Ökonomie wie in die Geschichtsphilosophie, die sich in seiner Dichtung und in vielen anderen Dokumenten ausspricht, wird hier gerne übersehen.⁴ Goethe hat sich weder mit philosophischen noch mit ökonomischen Fragen aus dem Blickwinkel besonderer Schulen auseinandergesetzt. Und Goethe hat hier ebenso wenig wie in seiner Theorie der Natur einen trennenden Graben zur Philosophie aufgerissen, ein Graben, der im fünften Akt des *Faust II* ohnehin zur Allegorie des *Grabes* wurde. Seine Universalität duldet keine Verrechnung auf eine fachspezifische Arbeitsteilung moderner Universitäten. Wenn sich eines bei Goethe nicht feststellen lässt, dann gerade das, was von tiefer blickenden Ökonomen erfrischend selbstkritisch für das eigene Fach eingeräumt wurde: Der »Nationalökonom (hat) seine typische *déformation professionnelle*, seine ihm eigene geistige Berufskrankheit.«⁵

Die hier vorgelegte Untersuchung, so hoffe ich, steht nicht nennenswert unter dem Einfluss dieser Krankheit, ohne damit schon den Anspruch zu verbinden, Goethes umfassendem Geist wirklich gerecht zu werden. Sie bemüht sich allerdings, ihm und seinen Zeitgenossen genau zuzuhören. Und sie riskiert durchaus einen eigenen Entwurf zur Geldphilosophie, der an frühere Ar-

⁴ Auch Hörisch hat Goethe unterstellt, in philosophischen Fragen wenig bewandert gewesen zu sein: »Goethes Belesenheit in philosophischer Hinsicht war skandalös schlecht.« Hörisch 2010, S. 7. Vgl. dagegen Rosenkranz 1847, S. 78 ff.; Böhme 2005.

⁵ Röpke 1958, S. 131. Hayek kommentiert diesen Gedanken in einer Glückwunschanrede an Röpke mit dem Satz, »daß ein Nationalökonom, der nur Nationalökonom ist, auch kein guter Nationalökonom sein kann«. Hayek in: Röpke 1959, S. 26.

beiten anschließt und sie zugleich in einigen Aspekten ergänzt.⁶ Was sich in der Gelddiskussion der Goethezeit entdecken lässt, ist ein sehr viel klareres Bewusstsein der semiotischen Natur nicht nur des Papier-, sondern auch des Münzgeldes, als dies in der gegenwärtigen Ökonomik zu finden ist. Ferner wurde in Grundzügen gesehen, nicht zuletzt von Goethe selbst, dass Geld kein Ding unter Dingen, sondern eine Form der menschlichen Vergesellschaftung ist. Diese Vergesellschaftung vollziehen Individuen nicht unbewusst oder blind, wohl aber jeweils vom Nächsten entfremdet in der Denkform des Geldes, der ich den Namen »Geldsubjekt« gegeben habe. Diese Subjektform ist eingebettet in andere Denkformen, beginnt sie aber in der Moderne zu überlagern und zu dominieren. Gerade an der Epochenschwelle zum 19. Jahrhundert lässt sich hier eine wichtige Phase erkennen, an der Goethe vieles teils erkannt, teils in poetischer Sprache geahnt hat. Dies zu sehen, setzt ein adäquates Verständnis des Geldes und die Erkenntnis der sozialen Form der menschlichen Sprache überhaupt voraus. Nur mit dem Vorverständnis einer sozialen Semiotik lässt sich die besondere *Sprache des Geldes* dechiffrieren, deren Reichweite und Tiefe sich deutlich an der Epochenschwelle zur Zeit der Niederschrift von *Faust II* in ihren Grundzügen abzeichnete. Goethe hat trotz, vielleicht sogar wegen seiner monarchistischen Überzeugungen hier vieles aus der Distanz klarer gesehen als liberale Revolutionäre oder sozialistische Autoren.

Mein Buch gliedert sich in drei Hauptteile. Im ersten Teil – weitgehend noch unabhängig von einem unmittelbaren Bezug zu *Faust II* – entwickle ich die Umriss einer Sprach- und Geldtheorie, worin die menschliche Vergesellschaftung und der Horizont der Bedeutung in den Mittelpunkt rücken und im Begriff des Geldsubjekts eine besondere Bewusstseinsform zu erkennen sein wird, deren Wandlungen an historischen Geldformen erläutert werden. Besonders meine Skizze zur Entwicklung des Papiergeldes leitet dann zum zweiten Teil über, der sich mit Goethes Gesellschaftsphilosophie im Kontext der Smith-Rezeption

⁶ Vgl. Brodbeck 1996; 2000; 2009b; 2011; 2012 und 2013.

in der deutschen *Philosophie* befasst und auf dieser Grundlage den Weg von Faust durch die bunte Vielfalt der Szenen des gesamten Dramas auch als Entfaltung der Denkformen des Geldsubjekts zu rekonstruieren erlaubt. Im letzten Abschnitt des zweiten Teils wird diese Analyse dann im Detail an den ökonomischen und geldtheoretischen Motiven oder Allegorien in *Faust II* vertieft. Der dritte Teil begibt sich auf Spurensuche für diese Motive in der ökonomischen Literatur aus der Zeit der Epochenschwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert. Herangezogen werden die Theorien jener Ökonomen, auf die sich Goethe entweder explizit bezogen hat oder die doch einen erkennbaren Einfluss auf sein Denken ausübten. Eine wichtige, aber keineswegs exklusive Rolle spielt hierbei die Smith-Rezeption der Ökonomik in Deutschland, durchaus auch die Gegnerschaft zu dieser Schule oder deren Weiterentwicklung. Den Abschluss bildet dann ein kritischer Überblick über frühere Rezeptionen von Goethes Faust-Dichtung, der die eine oder andere vergessene und originelle Deutung wieder ans Licht bringen kann. Diese kritische Übersicht erlaubt es mir zugleich, meine eigenen geldtheoretischen Überlegungen dazu zu kontrastieren und im Diskurs mit den Autoren zu ergänzen. Bei aller durchaus vorgetragenen Kritik möchte ich betonen, dass ich ohne diese vielfältigen Vorarbeiten vor dem gewaltigen Werk Goethes hilflos geblieben wäre. Auch die Furcht des Fachfremden vor der Übermacht literaturwissenschaftlicher Arbeiten zu Goethe, die eine philosophische oder ökonomische Deutung seines Werkes begleitet, konnte ich durch die Hilfe früherer Auslegungen in Zaum halten. Ein kleiner Blick auf mögliche Reformen und die ethische Dimension der Sprache des Geldes schließt den Text ab.

Ogleich ich vielfach Äußerungen Goethes aus Briefen, Gesprächen oder den Tagebüchern verwende, so enthalte ich mich doch eines Urteils über Goethe als *Person*. Mit dem Geschäft, das Goethe-Denkmal, das im 19. Jahrhundert errichtet wurde, biographisch, psychologisch, sozialgeschichtlich oder ideologisch entzaubern zu wollen, haben die nachfolgenden Zeilen nichts gemein. Die wenigen Hinweise dazu haben nur einen abgrenzenden Charakter. Ich suche ganz einfach das Gespräch

mit diesem vielfältigen Denker im Kontext der geistigen Situation seiner Zeit, indem ich ihn und seine Zeitgenossen in ihren *geäußerten Gedanken* beim Wort nehme. Noch ein formaler Hinweis: Die verwendeten Texte habe ich prinzipiell in der jeweiligen Rechtschreibung der zitierten Literatur übernommen; kleine Einfügungen in der Zeichensetzung sind durch eine tief gestellte Klammer kenntlich gemacht.

Ich will diese Vorbemerkungen nicht abschließen, ohne mich für die Hilfe zu bedanken, die ich bei der Ausarbeitung erfahren habe. Der Entschluss, mich dieses Themas intensiver anzunehmen, erwuchs aus einem Vortrag in Darmstadt: »Goethe und das Papiergeld«, den ich am 15. Mai 2013 im Literaturhaus halten durfte. Die Diskussionsbeiträge der Teilnehmer waren mir hierbei eine wertvolle Hilfe. Meine damals bereits sehr umfangreichen Notizen und Aufzeichnungen zum Thema wurden zur Keimform dieses Buches. Den Weg einer weiteren Ausarbeitung zu gehen, dazu ermutigten mich mit Blick auf mein Vortragsmanuskript Gernot Böhme, Stephan Grätzel und Alex Schomandl; Lukas Trabert vom Herder-Verlag gab mir wichtige Hinweise zur Verbesserung meines Textes. Ich danke allen hierfür ganz herzlich. Bei Gesprächen auf dem 12. Philosophicum Lech im September 2008 hatte ich zuvor Gelegenheit, geldtheoretische Anschauungen mit Hans Christoph Binswanger und anderen Teilnehmern zu diskutieren und an ihren Einwänden meine Argumente zu schärfen – Gespräche, die ich mit Hans Christoph Binswanger auf einem Symposium auf der Abbazia di Rosazzo 2011, veranstaltet vom Universitäts.Club der Universität Klagenfurt, bei manchem inspirierenden Frühstücksgespräch nochmals vertiefen durfte. Auch die nachdrückliche Bekräftigung der Übereinstimmung unserer gemeinsamen Anschauung zu den Wirkungen des Geldes auf das philosophische und wissenschaftliche Denken in E-Mails von Richard Seaford war mir eine Ermutigung zur weiteren geldtheoretischen Arbeit. *Last not least* – bei vielen Vorträgen, die ich in den vergangenen Jahren zum Geld, den Finanzmärkten und der Zukunft der globalen Ökonomie gehalten habe, bei Pressegesprächen und Interviews konnte ich meine Gedanken an vielen kritischen

Vorwort

Fragen und Einwänden spiegeln, verbessern und erweitern – eine für mich bleibende Quelle der Inspiration für meine Arbeit, die mich mit tiefer Dankbarkeit erfüllt.

Gröbenzell, Januar 2014